

Vorwort der Herausgeber

Philosophie, Psychologie, Psychosomatik und Medizin

Für das Verständnis der Zusammenhänge zwischen der philosophischen und der psychologischen Disziplin sei daran erinnert, dass sich die Psychologie als eigenständige Wissenschaft gegen Ende des 19. Jahrhunderts etabliert hat, wobei sich der Kernbereich der Trennungsgeschichte von Psychologie und Philosophie für den deutschen Sprachraum im Zeitraum 1879 bis 1921 ansiedeln lässt. Dass Philosophie und Psychologie einmal in einem Fakultätsverband vereinigt und die Psychologie zuvor als Teildisziplin der Philosophie galt, ist nicht nur von historischem Interesse. Bis heute beziehen sich die ideellen Ausrichtungen der beiden Disziplinen auf diese Ursprünge. Zudem bestehen nach wie vor erhebliche interdisziplinäre Schnittmengen, die im akademischen Lehralltag allzu leicht übersehen werden.

Im Hintergrund dieser historischen Entwicklung steht zumeist die These von der Emanzipation der Psychologie, die besagt, dass sich die Psychologie aufgrund einer innovativen (natur-)wissenschaftlichen Orientierung von ihrer „Mutterdisziplin Philosophie“ lösen und als eigenständige Erfahrungswissenschaft etablieren konnte. Setzt man der These von der Emanzipation der Psychologie den Begriff der „Ausdifferenzierung“ (Schmidt 1995) entgegen, so zeigt sich, dass dieser Trennungsprozess durchaus nicht einseitig war: „Ein Trend führt die Psychologie dahin, durch die Elaborierung neuer Forschungsmethoden, die zunächst aus der Sinnesphysiologie übernommen wurden, eine Absetzung einzuleiten von der als ‚spekulativ‘ abqualifizierten Philosophie [...] Die Philosophie ihrerseits gerät mit der Ausgrenzung der nunmehr forschungswissenschaftlich operierenden Psychologie in eine Gegenbewegung, indem sie sich von ihrem ‚Psychologismus‘ zu distanzieren beginnt. Diese entgegengesetzte Bewegungsrichtung beginnt mit den antisizientistischen Positionen des aufblühenden Neukantianismus und wird wirksam dann durch Husserls Psychologismus-Kritik, die als expliziter Antipsychologismus gegen alle Formen von Szientismus [...] gerichtet ist. Sie äußert sich in einer [...] Abstoßung der nunmehr forschungsempirisch operierenden Psychologie durch die Philosophie“ (Schmidt 1995, 11). Zwar zeichnete sich Mitte der 1980er Jahre ein kurzes Wiederaufleben des Dialoges ab, insofern gerade innerhalb der Psychologie die Bedeutung geisteswissenschaftlicher Ansätze und Methoden erkannt und angemahnt wurde. Doch zeigt sich gegenwärtig, dass gerade der grundlegenden Frage, warum sich das heutige Verhältnis von Philosophie und Psychologie wesentlich in „Begriffen gegenseitiger Nicht-Beachtung“ (Schmidt 1995, 9) beschreiben lässt, in der akademischen Ausbildung von Philosophinnen/Philosophen und Psychologinnen/Psychologen nur untergeordnete Bedeutung beigemessen wird.

Wird im akademischen Betrieb nun doch der Ruf nach Grundlagenforschung bei Gelegenheit laut, so überlässt man von Seiten der Philosophie die Umsetzung wissenschaftstheoretischer Untersuchungen hinsichtlich der philosophischen Voraussetzungen, die auch die empirische Methodologie der Psychologie bestimmen, scheinbar lieber den „Philosophischen Praxen“, die ihr Dasein allerdings zumeist abseits des akademischen und klinisch-therapeutischen Geschehens fristen.

Das Aufkommen solcher „Philosophischen Praxen“ jedoch ist eine bemerkenswerte Angelegenheit. Gewiss können sie kaum als Beleg dafür gelten, dass klinisch-therapeutische Einrichtungen der Bewältigung der

Anforderungen, die die moderne Gesellschaft an den Einzelnen stellt, nicht länger gerecht zu werden vermögen. Bedeutender ist wohl, dass die Themen der Lebensorientierung und des Sinns, der Beziehung zu anderen Menschen und der Entscheidung in wichtigen Angelegenheiten auch im akademischen Geschehen innerhalb der Psychologie als das wahrgenommen werden sollten, was sie ursprünglich sind: als Fragen, die auch und nicht zuletzt der philosophischen Bemühung würdig sind.

Die Forderung, hinter die Kulissen psychologischer Theoriebildung zu schauen und die philosophischen Voraussetzungen zu erheben, von denen das Menschenbild, aber auch die empirischen Methoden bestimmt werden, wird dabei allerdings meist nicht von Seiten der Philosophie, sondern maßgeblich von Seiten der Psychologie erhoben. Hier kommt insbesondere der Religionspsychologie eine größere Bedeutung zu (Heine 2005; Utsch 1998). Diese bezieht sich in neueren innovativen Ansätzen auf die unter Metaphysik- und Theologieverdacht getretenen Formen „klassischer“ Religionsphänomenologie, deren Wurzeln vor allem in psychologisch-anthropologischer Deutung auf Kants transzendentalphilosophische Betrachtungsweise zurückführen sind (Murken u. Namini 2007). Sie fordert dazu auf, diesen frühen religionsphänomenologischen Ansätzen im Rahmen religionswissenschaftlicher Analysen zumindest „Gehör zu schenken“ (Kippenberg u. v. Stuckrad 2003). So vielversprechend diese Ansätze für einen Dialog beider Disziplinen auch sein mögen, allgemein beschränkt sich die Perspektive einer Zusammenarbeit mit der Philosophie gerade in der Religionswissenschaft auf eine Zusammenarbeit mit der analytischen Philosophie und „eröffnet sich im gemeinsamen Bemühen um die Erarbeitung einer formalen Wissenschaftssprache auf der Grundlage klarer methodologischer Standards und Verfahrensweisen“ (Hock 2008, 9).

Unabhängig von den geschilderten Entwicklungen in der Philosophie kam der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Begriff „Psyche“ etwa zur selben Zeit auch innerhalb der Medizin eine besondere Bedeutung zu. Wenngleich sich die Ausarbeitung von Krankheitsmodellen in der Medizin schon immer auch auf die jeweiligen Menschen- und Weltbilder auswirkte und ärztliches Handeln umgekehrt auch Ausdruck vorherrschender Geisteshaltungen war, so prägten die zunehmenden naturwissenschaftlichen Erkenntnisse im 19. Jahrhundert doch auch die medizinischen Vorstellungen von Krankheit und Gesundheit. Vor diesem Hintergrund ist auch die Herausbildung des Fachgebietes „Psychiatrie“ innerhalb der Medizin zu interpretieren, da das naturwissenschaftliche Verständnis schwere psychische Störungen nun als Krankheit verstand und dementsprechend nach angemessenen Behandlungsmethoden verlangte. Die bald einsetzende Auseinandersetzung zwischen eher metaphysisch verankerten „Psychikern“ und naturwissenschaftlich orientierten „Somatikern“ in der frühen Zeit der Psychiatrie zeigt, dass sich parallel zu den beschriebenen Entwicklungen in der Philosophie auch innerhalb der Medizin scheinbar unvereinbare Haltungen gegenüber dem Phänomen des Seelischen entwickelten. Der Begriff „Psychosomatik“ wird auf den Psychiater Johann Christian Heinroth (1773–1843) zurückgeführt, dessen Krankheitsmodell somatische, lebensgeschichtliche und soziale Faktoren berücksichtigte, dabei aber auch moralischen Aspekten eine außerordentliche Bedeutung einräumte. Demgegenüber gelangte der Psychiater Wilhelm Griesinger (1817–1868) als bedeutender Vertreter der Somatiker etwa zur selben Zeit zu größerer Bekanntheit, indem er „Geisteskrankheiten“ explizit als „Gehirnkrankheiten“ verstand und so die biomedizinische Dimension des Fachgebiets Psychiatrie in den Vordergrund stellte. Die theoretischen Grundannahmen von „Psychikern“ und „Somatikern“ lassen sich trotz aller Ausdifferenzierungen und Korrekturen auch noch im aktuellen Diskurs zu Fragen der „Biologie des Geistes“ als polare Standpunkte wiederfinden.

Anhand dieser skizzierten Entwicklungen wird deutlich, wie groß die nicht nur historischen Schnittmengen zwischen Philosophie, Medizin, Psychologie und Psychosomatik sind. Die Entwicklung „Philosophischer

Praxen“ einerseits und die Etablierung von Lehrstühlen für Ethik in der Medizin andererseits sind nur zwei randläufige Beispiele dafür, von welcher Bedeutung nicht nur die interdisziplinäre Vernetzung, sondern auch die Verbindung von Theoriebildung und praktischer Tätigkeit für die Entwicklung der genannten Disziplinen ist.

In dieser Verbindung liegt das Kernanliegen der IZPP begründet, deren Erstausgabe wir heute vorlegen.

Zum Themenschwerpunkt dieser Ausgabe

Wissenschaftliche Fakultäten zeichnen sich unter anderem durch eine eigene Fachsprache mit den ihnen eigenen Begrifflichkeiten aus. In den Wissenschaften vom Menschen stellt sich aber darüber hinaus die Frage, ob und wie die jeweilige Fachsprachen die alltagssprachliche Semantik aufgreifen und abbilden können. Schließlich drücken sich in den alltagssprachlichen Begriffen ja innere Bilder aus, deren große Bedeutung für unser psychisches Empfinden unübersehbar ist.

Um dieses Spannungsfeld aufzugreifen, haben wir für die erste Ausgabe unserer Zeitschrift bewusst den Schwerpunkt „Gut und Böse“ gewählt:

Wie nämlich wird man in unseren Disziplinen solchen Begriffen gerecht, die sich eben nicht als Fachausdrücke oder auch wissenschaftsübergreifende Begriffe verstehen lassen, aber dennoch das Alltagsverständnis der meisten Menschen zutiefst bestimmen? Die Psychologen, aber auch die Soziologen, scheinen für dieses Problem ein Patentrezept parat zu haben: Man widmet dem Begriff des „Bösen“ in Fachlexika einfach keinen Artikel mehr. Stattdessen spricht man lieber von „Tyrannei“, von „Diktatur“, von „Ausbeutung“ oder auf psychologischer Ebene von „Aggression“. Für das „Gute“ hingegen hat man weniger gute sprachliche Ausdifferenzierungen geschöpft: Es scheint auch in seinen Nuancen tatsächlich nicht mehr erwähnenswert zu sein. So könnte fast der Eindruck entstehen, als gebe es für die Begriffe „Gut“ und „Böse“ keine Notwendigkeit mehr. Unter moralisch-ethischen Gesichtspunkten erscheint dies jedoch bedenklich, und in Hinsicht auf die begriffliche Semantik stellt sich die Frage, ob „das Böse“ tatsächlich durch Begriffe wie „Aggression“ etc. in einer Weise ersetzt werden kann, die dem allgemeinen Sprachgebrauch wie auch der inneren Welt des Einzelnen gerecht wird (Kruhoffer 2002).

Daher haben wir uns als Herausgeber der IZPP bewusst nicht etwa für das Thema „Aggression“, sondern für das Thema „Gut und Böse“ entschieden. Die Beiträge der Autoren zeigen unseres Erachtens, dass gerade dieses Thema geeignet erscheint, die Grundlagen der verschiedenen Disziplinen auf ihre jeweiligen Quellen, Möglichkeiten und Grenzen hin auszuloten. Die verschiedenen Beiträge erschließen mal vor eher theoretischem, mal vor eher praktischem Hintergrund von ihrem jeweiligen Standpunkt aus jenen Horizont, aus dem heraus „das Gute“ und „das Böse“ als solches begriffen – oder aber eben nicht begriffen werden kann. Ergänzt werden diese verschiedenen Ansätze durch ein assoziativ-künstlerisches Projekt, dessen experimenteller Charakter mit dem Anspruch der Erstausgabe einer neuen Zeitschrift korrespondiert.

Nicht zuletzt verbinden wir mit der Auswahl des Themas und der Beiträge, dass sich für den Leser, Wissenschaftler und praktisch therapeutisch Tätigen aus der Verschmelzung vermeintlich fachspezifischer Horizonte die Aufforderung ergibt, nicht nur „Gut“ und „Böse“, sondern auch den eigenen Standpunkt neu zu denken.

Wolfgang Eirund und Joachim Heil

Im Dezember 2009

Literatur

Heine, Susanne: *Grundlagen der Religionspsychologie. Modelle und Methoden*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2005

Hock, Klaus: *Einführung in die Religionswissenschaft*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2008

Kippenberg, Hans G. u. von Stuckrad, Kocku: *Einführung in die Religionswissenschaft. Gegenstände und Begriffe*. München: Beck, 2003

Kruhöffner, Bettina: *Reflexionen über ‚das Böse‘. Sprachliche Differenzierungen in Auseinandersetzung mit der Theologie Wolfhart Pannenberg*s. Münster/Hamburg/Berlin u.a: Lit, 2002

Murken, Sebastian u. Namini, Sussan: *Himmlische Dienstleister. Religionspsychologische Überlegungen zur Renaissance der Engel*. EZW-Texte 196 (2007)

Schmidt, Nicole D.: *Philosophie und Psychologie. Trennungsgeschichte, Dogmen und Perspektiven*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1995

Utsch, Michael: *Religionspsychologie. Voraussetzungen, Grundlagen, Forschungsüberblick*. Stuttgart: Kohlhammer, 1998